

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Schicksale.

Roman von Heinrich Korusfeld.

(Nachdruck verboten.)

(Amerikanisches Copyright by Carl Duncker 1914)

(Fortsetzung.)

Der General von Lüssow stieß seinen Sessel zurück und erhob sich ruckhaft. Das war ja etwas ganz Neues, worüber der Doktor Darragon bisher hartnäckig geschwiegen.

„Gegen eine Person also, die zu den Bewohnern des Schlosses oder des Kavalleriehauses hier gehört?“

„Gegen keine derartige Person, Erzellenz.“

Scharf sprang die militärisch knappe Kommandostimme des hohen Herrn dem Pariser Vorgesetzten ins Gesicht.

„Herr Doktor Darragon — ich ersuche dringend, mich nicht zum Narren zu halten!“

„Ich bin weit entfernt davon, Erzellenz!“ . . . war die unerschütterlich ruhig gegebene Erwiderung.

„Dann verzichten Sie auch zukünftig auf Ihre halben Andeutungen und rätselhaften Bemerkungen.“

„Ich bin vorläufig noch dazu gezwungen, will aber die Situation soweit klären — mein Hierbleiben bezweckt nicht einen Angriff gegen die Bewohner und Gäste von St. Chamant, sondern deren Schutz. Zu gegebener Stunde werden Erzellenz mir zugeben, daß ich nicht mit Phrasen, sondern mit Entschlüssen zu arbeiten verstehe.“

Das war das Äußerste, was sich der kleine Doktor vorläufig abringen ließ. Und als der hohe Herr diese Erkenntnis erst einmal gewonnen hatte, versprach er kurz und knapp, bei der Marquise die Angelegenheit zu vermitteln.

Der Doktor Darragon verneigte sich dankend, der Oberstabsarzt Dr. Hartmann flüchtete wieder militärisch die Hacken zusammen.

Seine Erzellenz verabschiedete die Herren mit einem Kopfnicken.

Die Audienz war beendet.

Der Kommandierende General von Lüssow hatte die erste Niederlage dieses Krieges erlitten.

Das ärgerte ihn. Selbstverständlich. Er war es nicht gewöhnt, sich mit halben Erfolgen zufriedenzugeben.

Während der ganzen bisherigen Dauer dieses Feldzuges war er mit seiner Armee stets an der Spitze gewesen, hatte noch zu jeder Stunde die Avantgarde der riesenhaften Heeresmasse gebildet, die sich in breiter Front gegen Paris vorstieß.

Ob ihn der Gegner durch Schützengraben oder Drahtverhaue aufzuhalten suchte, ob er ihn in den Flanken attackierte . . . das kümmerte den kommandierenden General von Lüssow verhältnismäßig wenig. Er hatte sich durchgebissen und war durch derartige Hindernisse nicht für eine einzige Sekunde in dem einmal gefaßten Entschluß wankend geworden — als erster deutscher Heerführer dieses Krieges seine Truppen gegen die Pariser Forts heranzuführen.

Jetzt lag er mit seiner Armee in breiter Front am Rhein-Marne-Kanal, sperrte und kontrollierte diese wichtige Schiffsfahrtsstraße und war wieder mal lustig dabei, die Franzosen, Engländer und Belgier und all das farbige Gesinde aus den molligen Schützengraben auszutreiben.

Manch anderer hätte sich an solcher Aufgabe wohl die Zähne ausgebissen und den Schädel eingerannt — er nicht. Selbstverständlich nicht. Er war ja der Kommandierende General von Lüssow.

Und jetzt mußte da solch armseliges kleiner Partiser Pflastertreter kommen und ihn an der Nase herumführen und das letzte Wort behalten.

Und wenn der hohe Herr auch nichts vor seiner Umgebung merken ließ — das frag doch gewaltig an ihm.

Solch eine Unverfrorenheit! Und von welcher ansglatten Zuverlässigkeit dieser Pariser Feige gewesen war!

Und jetzt sollte er — Josias Leberecht von Lüssow — er sollte jetzt, weiß dem kleinen Herrn aus Paris so in den Kram paßte, bei der Marquise antreten und ihre junge Frau erlösen und ihr da mit halben Geschichten kommen, die nicht Hand und Fuß hatten?

Nez — das ging dem hohen Herrn verdammt wider den Strich.

Und so druckte er denn und druckte und wand sich — bis im schließlich, wie schon so oft, sein persönlicher Adjutant einfiel, der ja doch eigentlich dazu da war, all solche peinlichen Geschichten aus der Welt zu schaffen und für seinen hohen Chef in die Breiße zu springen.

Das war ein hervorragender Gedanke. Ob das eine glänzende Idee war! Und zwischen ein paar Randbemerkungen, die er einem eben eingelaufenen Geschäftsbericht hinzusetzte, drückte er auf einen Knopf der Telephontastatur — daß im Adjutantenzimmer eine Klingel grell aufschriele.

Rittmeister Brunnow legte seine schöne Liebeszigarre, die er sich gerade angezündet hatte, schleunigst beiseite, sprang auf und begab sich zu seinem hohen Chef.

Und da erfuhr er denn, welche Kummer dem alten Haudegen und Stratagem so gefährlich auf der Seele herumkriete und mit welcher lieblichen Mission er betraut werden sollte.

Nicht dienstlich natürlich erfuhr er das, sondern der alte Josias Leberecht war von bestirrender Liebeshörigkeit, bot dem schwereren Reiter eine noch schwerere neue Zigarre an, was als das achte Weltwunder gerechnet werden durfte, und verbreitete um sich eine so getriebene Familienstimmung, daß der Rittmeister einfach nicht die mindesten Bedenken haben konnte, ohne sich schwer an dem väterlichen Wohlwollen seines hohen Vorgesetzten zu vergehen.

Er begnügte sich einfach mit der ziemlich überflüssigen Entgegnung:

„Wird selbstverständlich sofort erledigt, Erzellenz. Ich werde die Frau Marquise heute noch in der Angelegenheit zu sprechen suchen.“

„Das ist sehr schön, lieber Brünnow. Und sagen Sie mal — was halten Sie denn nun eigentlich persönlich von der ganzen Räubergeschichte?“

Aber der Rittmeister Brünnow konnte sich verdammt beherrschen. Er war als ganz junger Leutnant mit den sogenannten „eigenen Ansichten“ bei mehr oder weniger hohen Vorgesetzten ein paarmal erheblich angelassen — und seit der Zeit war er eilig auf der Hut.

Wochten sich die erlauchten Herren ihre respektiven Köpfe zerbrechen — er tat das so lange nicht, wie sie ihm nicht auch die volle Verantwortung für sein Handeln zuschoben.

Dann allerdings spize er die Ohren und machte die Augen sperrangelweit auf. Hier jedoch war das augenscheinlich unnützig; denn Erzellenz geruhten ihr einfach mit einem Auftrage zu beglücken, der einem Befehl gleichkam und darum prompt ausgeführt werden mußte.

So schob er denn diplomatisch die Schultern hoch und meinte vorsichtig:

„Ich kann mir aus der ganzen Geschichte keinen Vers machen, Erzellenz. Möglich, dieser Doktor Darragon ist ein Phantast — möglich auch, dieser Räubergeschichte, wie Erzellenz sie zu charakterisieren belieben, liegen irgendwie reale Tatsachen zugrunde. Das wird ja schließlich der Leichenbefund ergeben. Für den Augenblick und auch für die nächste Zukunft können wir meines Erachtens nur das Eine tun — dem mysteriösen Herrn höllisch scharf auf die Fingern zu passen.“

Und da der hohe Herr beifällig und zustimmend nickte, so zog sich sein Adjutant diskret wieder zurück und schickte ein Ordonnanz zum Schloß hinüber, wann die gnädige Frau Marquise die Güte haben wollten, ihn zu empfangen.

Die Ordonnanz kam mit der Antwort zurück:

„Am nächsten Vormittag.“

Und die große schwere Standuhr auf der Diele zeigte gerade mit dröhnendem Schläge die elfte Vormittagsstunde an, als der Rittmeister Brünnow, von dem alten Frederic geleitet, den sogenannten kleinen Salon des Schlosses betrat.

Die junge Schloßherrin erwartete ihn bereits. Sie hatte auf einem Stuhl am Fenster gesessen — jetzt erhob sie sich und kam ihm ein paar Schritte entgegen, reichte ihm die Hand, über die er sich hinabbeugte.

Dieser kostige kleine Salon — hier hatte er die junge Witwe zum erstenmal gesehen, als er spät an einem Augustabend schmucküberkrustet und tödlich abgesehen vor ihr stand; und jetzt umschlossen die mit kostbaren Stofftapeten bekleideten Wände wiederum sie und ihn.

Aber wie anders diese Situation!

Damals hatte sie ihm gegenübergestanden — das vornehme schöne Gesicht umflossen von dem weichen Licht der elektrischen Glühbirne oben am Plafond, die Augen wundervoll groß und klar, der Klang ihrer Stimme frisch und sicher . . . heut verhällte ihre Gestalt der stumpfe schwarze Krepp der frischen Trauer; heut war das Gesicht bleich, die Augen müd und überwacht; die Stimme schleppend.

Das Mitleid schoß ihm heiß zu Herzen, wie er sie jetzt so vor sich sah, die mit ihren jungen Jahren schon so Schweres hatte erduldet, soviel Liebe, ihr nahestehende Menschen hatte verlieren müssen.

Und diese Sekunde war er fast versucht, ihr irgend ein herzliches Wort zu sagen, das abseits der konventionellen Phrasen lag, die er und seine Kameraden vorgestern auf dem Kirchhof gemurmelt, bevor sie die Haden zusammenschlugen und zurücktraten.

Wirklich — solch ein Wort lag ihm schon auf den Lippen. Ein Wort — vielleicht ganz schlicht und unbehilflich, aber von Herzen kommend und zu Herzen gehend.

Etwas trieb ihn, ihr das zu sagen. Und ihr auch zu sagen, daß er leide, weil er sie leiden sehe.

Trotzdem — nee, lieber nicht. Es blieb doch zweifelhaft, ob sie so etwas nicht als taktlose Zudringlichkeit aufsaße, ob er sie damit nicht etwa schon machte und zwischen ihnen beiden wieder die Distanz vergrößerte, die die letzten Wochen fast überbrückt hatten.

Aber als hätte sie geahnt, warum es ihm da innerlich ging — lächelte sie trüb und schen und versetzte fast entschuldigend:

„Es ist auf St. Chamant ein wenig still geworden, Herr Rittmeister. Ich möchte mir sogar die Freude versagen, Sie und Ihre Kameraden des Abends an der Tafel um mich zu sehen. Seien Sie überzeugt — ich bedaure es.

Und wenn Sie nur ein wenig Geduld mit mir haben — vielleicht, daß ich mir ein paar Tage absoluter Zurückgezogenheit noch brauche, um zu mir selbst zurückzufinden. Dann soll alles wieder so werden, wie es war, bevor . . .“

Sie brach ab. Ein schwerer Atenzug hob ihre Brust.

Der Rittmeister Brünnow hatte unwillkürlich den Kopf zurückgelegt. Wie in halber Abwehr dessen, was sie ihm da sagte.

Er antwortete gedämpft — und wenn man genau hinhörte, dann war es, als dränge sich durch seine Stimme eine verhaltene Zärtlichkeit:

„Gnädigste Marquise hätten das nicht sagen sollen. Gnädigste Marquise dürfen überzeugt sein, und ich gebe mein Ehrenwort — es ist nicht einer unter uns, der nicht von ganzem Herzen die Trauer dieses Hauses mitfühlt. Wollte Gott, wir fänden Gelegenheit, gnädigster Marquise unsere Empfindungen zu beweisen.“

Das kam so grad und ehrlich heraus, daß in ihren müd überwachten Augen ein warmes Licht aufschimmerte.

„Ich danke Ihnen von Herzen, Herr Rittmeister. Ich danke Ihnen und ihren Herrn Kameraden auch noch besonders dafür, daß Sie meiner Schweigermutter auf ihrem letzten Wege vollzählig das Ehrengeleit gegeben haben.“

„Das verstand sich doch am Rande.“

„Trotzdem — es hat mich herzlich gefreut.“

„Gnädigste Marquise — es war nicht nur eine kalte, selbstverständliche Anstandsspflicht, sondern es war uns auch eine Sache des Herzens, eine Pflicht der Dankbarkeit Ihnen gegenüber.“

Wieder war es still zwischen ihnen. Wieder schwiegen sie — wie Menschen schweigen, die sich vielleicht viel zu sagen haben und doch nicht die rechten Worte finden und vor der drängenden Unruhe ihrer eigenen Gedanken stuhlen.

Eine Stille war es — wie ein qualender schwerer Druck, daß ihrer beider Atemzüge unwillkürlich hastiger und schwerer durcheinander fladerten.

Und dann begann der Rittmeister Brünnow sich seines Auftrages zu entledigen. Eigentlich eilte es ihm damit garnicht so sehr; im Gegenteil — er hätte wer weiß was darum gegeben, dies Zusammensein mit der schönen jungen Witwe nach Möglichkeit lange auszudehnen.

Aber trotzdem.

Dies Schweigen, das zwischen ihnen war, diese schwüle Stille . . . hols der Däwiel, dabei konnte einem angst und bange werden! Einer solchen Frau so dicht gegenüberzustehen und dann garnichts zu sagen und von ihr auch nichts zu hören und nur zu sehen, wie sich über der Brust der schwarze Krepp ihres Kleides in unruhigen Atemzügen hob und senkte — nee, solche Situation war dem schweren bayerischen Reiter zu gefährlich. Er hatte nie recht im Leben Zeit gefunden, sich viel mit Frauen zu beschäftigen. Es entsprach auch nicht seiner Reigung. Er war zu sehr Soldat, zu sehr Streber, zu sehr Pflichtmensch. Und wenn man dann plötzlich in Situationen geriet, wo man sich lebensgern ein bißchen mehr Routine und Erfahrung gewünscht hätte, dann hatte man plötzlich so ein ganz merkwürdiges Gefühl, als gehorche einem die Zunge nicht recht — daß man sich fürchten mußte vor dem nächsten persönlichen Wort, weil man mit ihm vielleicht alles verdorben hätte.

Steif und hölzern und respektvoll dazustehen, den Kavaliere zu spielen, wo man doch weiß Gott zehnmal lieber hätte ehrlicher Mensch sein mögen; Phrasen zu dreschen einer Frau gegenüber, der das eigene Herz schon seit Wochen wie ein treuer Köter nachließ . . . da kenn sich ein anderer aus! Vielleicht, daß der Herr de Marfillargues, dieser geschneigte Pariser Lebejüngling, derartige Situationen auszunutzen verstand . . . er — der Oberhard Brünnow — er bekam das nicht fertig. Oder die Zunge wäre ihm vermutlich gleich so mit dem Herzen durchgegangen, daß die schöne junge Marquise Hals über Kopf den kleinen Salon verließ und in Zukunft für ihn nicht mehr zu sprechen war.

Da blieb es schon sicherer, er redete schleunigst neutralen Kram, der sie und ihn nicht persönlich berührte.

Und so kam es, daß nach diesem Schweigen, aus dem sich vielleicht allerlei Schicksal und Glück und Zukunft hätte herausholen lassen, der Rittmeister Brünnow nichts Besseres wußte, als von einem anderen Mann zu sprechen.

Das war der Doktor Darragon. Und was er für sonderbare Wünsche hegte, erfuhr Jutta jetzt bis ins kleinste.

(Fortsetzung folgt.)

Das Abenteuer der „Vineta“.

Eine Zukunftsgegeschichte von Alfred Bratt

(Nachdruck verboten.)

Es war im Mai des Jahres 1932.

Auf dem großen Pier des Bremer Lloyd drängten sich die Passagiere, die ihre Kajüten zur Überfahrt nach New York auf dem Schnellschrauben-Unterseeboot „Vineta“ belegt hatten. . .

Die „Vineta“ war ein Amerikadampfer des allermodernsten Typs, der damals erst seit zwei Jahren den Luftpassagierverkehr zwischen den beiden Kontinenten besorgte. Mit ihren 15 000 Tonnen war sie das größte Schiff dieser Art.

Man erinnert sich wohl, daß die Unterseebooter bereits nach den ersten Kabinen außerordentlich beliebt geworden waren. Sie fuhren, wie heute, bei ruhigen Wetter der größeren Schnelligkeit wegen an der Oberfläche, tauchten jedoch bei den ersten Anzeichen eines Sturmes unter, um in der Tiefe des Meeres ihren Weg, ungehemmt durch Wind und Wellen und in idealer Stabilität, fortzusetzen. Der Erfolg der Unterwasserfahrer war schon längst eine unumkehrbare Tatsache geworden, obwohl der Hauptzug der Konstruktion, die Gewähr für eine über das Maß des Gewöhnlichen hinausgehende Sicherheit, noch mehrfach — und ganz besonders von den Konkurrenzgesellschaften nach altem System — bestritten wurde.

Die Raifahrt der „Vineta“, von der wir nach den authentischen Berichten der Augenzeugen in aller Kürze eine zusammenfassende Darstellung geben, nahm durch die auf dieser Fahrt eingetretene Katastrophe mit ihrem alle Melorde in den Schatten stellenden, so aberaus glücklichen Ausgang die letzten Zweifel an der Zweckmäßigkeit des heute allgemein gewordenen Schiffstyps.

Trotzdem der Luftverkehr Berlin — New York die Strecke heute bekanntlich in kaum drei Tagen zurücklegt — während, wie man weiß, auch die schnellsten Dampfer noch immer fünf Tage brauchen, werden die Schiffe der „Vineta“-Klasse aller Voraussicht nach stets wegen ihrer ausserordentlichen Sicherheit modern bleiben.

Darum soll der zehnte Jahrestag der „Vineta“-Katastrophe nicht ohne die ihm gebührende Achtung vorübergehen.

Wir rufen die einzelnen Tatsachen in knapper und chronologischer Form in Erinnerung.

Wlo — die Passagiere drängten sich auf dem breiten Pier an dessen Kopf die „Vineta“ lag, mit halbem Nimmf aus dem Wasser ragend. . .

Um zehn Uhr vormittags ertönte das Abfahrtsignal, und zwei Stunden später dampfte das Schiff bereits in freier, glatter See. Das niedrige Oberdeck, das dem flachen Dach eines langgestreckten Hauses gleich, war mit Liegestühlen und Rorbesseln bedeckt, von den lust- und wasserdicht verschließbaren Erfrischungspavillons und dem beim Tauchen ebenso abschließbaren Hundbau der Schiffskavalle wehten die Wimpeln in einer lustigen, angenehmen Weise.

Der Tag verging — wie jeder Tag auf einem eleganten, alle erdenklichen Bequemlichkeiten der Festlandshotels bietenden Luftschiff. Da gegen Abend die See ein wenig bewegter wurde und schwere Wogen in breiten Reihen heranzuziehen begannen, wurde das Signal zum Tauchen gegeben.

Ein Druck auf den Signalapparat in dem Kommandoturm ließ die Klingeln und Sirenen in allen Räumen des Schiffes — in jeder Kajüte, in den Gesellschaftszimmern, auf dem Sonnendeck und den mit Glaswänden ringsum geschützten Mitteldecks ertönen. Die Passagiere fuhren in den Aufzügen zur zweiten Etage hinauf, — ein dreimaliger Hubenschrei, ein Aufheulen des Nebelhornes, — und langsam begann die „Vineta“ sich in die brandende Flut zu senken.

Wer jemals an Bord eines anderen Schiffes oder von der Küste aus das Tauchen eines großen Passagierdampfers beobachtet hat, kennt die imposante und doch immer ein wenig phantastisch anmutende Schönheit eines solchen Anblicks zur Genüge. Zuerst sieht man die Decktüble durch die Versenkungsplatten verschwinden, dann schließen sich die auseinandergeschobenen dünnen Panzerplatten rings um die Pavillons, und innerhalb einer Minute ist das Deck durch die Arbeit der vom Kommandoturm aus zu bedienenden elektrischen Maschinerien vollkommen „klar“, wasserdicht und glatt wie eine einzige, einheitliche Hülle aus Stahl. Nun geht ein leichtes, stüchtiges Ritzern durch den langen, fischartigen Rumpf, vom schmalen Deck bis zum spitzen Bug, und langsam beginnt das Schiff zwischen den Wellen zu versinken. Die Schaumkränze an beiden Seiten der Bordwände färben sich in dem Lärm der elektrischen Glühlampen, die sich im Innern des Schiffes entzündet haben und durch die Fensterreihen aus chemisch gehärtetem Doppelglas (im Falle eines Bruchs werden sie bekanntlich durch Stahlplatten ersetzt) ins Meer strahlen.

Nun hat sich das Schiff in einen schimmernden Palast verwandelt, in ein Feenschloß, über dessen Rücken das Wasser geheimnisvoll rauscht. Das Sinken vollzieht sich so langsam und mit solcher Stabilität, daß es mit geschlossenen Augen überhaupt nicht zu bemerken wäre. Endlich ist die gewünschte Tiefe erreicht, und in unerschütterlichem Gleichgewicht geht die Fahrt wieder vorwärts. Die Arbeit der Propeller, das Maschinengeräusch, der Sturm und

der viele Meter höher brausende Wogengang sind unhörbar, sie existieren nicht für das Fahrzeug, das in der unberührten Tiefe des Meeres mit achtzehn Knoten Stundengeschwindigkeit seinen Kurs verfolgt.

Der Speisesaal funkelt von Lichtern; von den blumengeschmückten Tischchen blickt man durch die Fenster in das grüne, phosphoreszierende Wasser. Das ist die Stunde, in der das Mädchen des Meeres sich dem Seefahrer enthüllt. Spannig geformte Pflanzen, Algen ziehen sich hinter den goldblonden Scheiben vorbei, und manchmal schlägt der im Licht silbern glitzernde Schwanz eines Fisches an das Glas, erschreckt und sichtlich, wie die Wotten und Nachtschmetterlinge an warmen Sommerabenden gegen die Kuppel des Lampenärmes taumeln. Das Meer ist nicht mehr still, tot und unerforschlich; sein seltsames Leben treibt gespenstisch um das Schiff, das mit Menschen und Waren wie ein funkelndes Fabeltier dahingleitet.

Die Fahrt der „Vineta“ verlief glatt und ungestört. Am vierten Tage aber — es war, nach den Berichten, genau in der sechsten Nachmittagsstunde, und man befand sich in der Zone des Eisreitens südlich von Neufundland — nohte die Katastrophe, die wegen der eigenartigen Begleitumstände und des einzigartigen Ausganges viele Monate hindurch die Sensation der internationalen Presse bilden sollte.

Schon nach Mittag hatte starker Nebel eingesetzt, der sich später immer mehr verdichtete, so daß die stärksten Scheinwerfer ihn nicht völlig zu durchdringen vermochten. In diesem Falle gehen die Tauchdampfer unter Wasser, um den Zusammenstoß mit einem Eisberg — wie er seinerzeit das furchtbare Ende der „Titanik“ und des größten Teils ihrer Passagiere verursachte — zu vermeiden. Wenn der Kapitän der „Vineta“ nicht den Fehler begangen hätte, sein Schiff allzulange auf der Wasseroberfläche zu belassen, hätte natürlich der Zusammenstoß der „Vineta“ mit treibendem Eis überhaupt nicht erfolgen können. Bekanntlich wurde ja auch später eine Verordnung des Navigationsamtes erlassen, die das Oberwasserfahren bei nebligem Wetter verbietet.

Aber wie die Sache sich nun einmal in Wirklichkeit verhielt, dampfte die „Vineta“ noch um die Zeit des Diners auf dem Wasserpiegel. Zum Glück war bereits das Deck geräumt, da alle Passagiere sich im Speisesaal eingehend hatten. Auch die Mannschaft hielt sich schon in ihren verschlossenen Räumen, da in wenigen Minuten der Befehl zum Tauchen gegeben werden sollte.

In diesem Augenblick nun stieß die „Vineta“ mit dem im Nebel nicht rechtzeitig gesichteten Eisberg zusammen. Das Schiff und das Eis waren in entgegengesetzten Richtungen in so rascher Fahrt, daß kein Stoß fühlbar wurde. Die scharfe Kante des Eisberges hatte den Bug wie mit einem Messerschnitt gerammt.

Das folgende Verhalten von Führung und Mannschaft verhielt die zu erwartenden furchtbaren Folgen.

Nach während die „Vineta“ tauchte, wurden die Schotten geschlossen, so daß das bereits strudelartig in den Bugraum eingedrungene Wasser nicht in die übrigen Schiffsteile gelangen konnte. Ein Schiff des früher gebräuchlichen, gewöhnlichen Typs wärz aber unter den gleichen Bedingungen infolge der bereits aufgenommenen Wassermengen rettungslos dem Untergang preisgegeben gewesen.

Die „Vineta“ jedoch tauchte tiefer und tiefer, um dann auf dem Meeresgrund liegen zu bleiben. Die Unterwasserkonstruktion hielt vorläufig jede weitere Gefahr fern.

Um eine unnötige Panik zu vermeiden, erhielt die Mannschaft den strengen Befehl, die völlig ahnungslosen Passagiere in ihrem Glauben zu belassen, daß das Schiff ungestört unter Wasser fahre. Da der Bug nur Waren, Gepäck und die Postkiste enthielt, war diese vernünftige Anordnung auch ohne weiteres durchführbar.

So verließ das Diner in dem festlichen Speisesaal heiter wie sonst, und alle Passagiere suchten ahnungslos ihre Kabinen zur Nachtruhe auf.

Inzwischen aber begann der Unterwasser-Telegraph seine Tätigkeit, und bald war die drahtlose Verbindung mit dem Unterwasserdampfer „Komel“, der auf der Rückfahrt von New York beauftragt war, hergestellt.

Um sechs Uhr morgens, nach einer für die Passagiere völlig ungestörten Nacht, hatte der „Komel“ endlich in der Höhe des Meerespiegels die Unfallstelle erreicht.

Die Passagiere wurden geweckt und, nach kurzer Mitteilung des Sachverhalts, aufgefordert, sich in aller Ruhe zum Besteigen der Rettungsboote bereit zu machen.

Diese Boote — in Form und Konstruktion eine Art von Miniaturunterseebooten — können bekanntlich auch unter Wasser ihren Dienst verrichten. Im Falle der „Vineta“ aber bewährte ihre technische Ausrichtung sich praktisch zum erstenmal.

Als Passagiere und Mannschaft in den Booten untergebracht waren, wurden dieselben von innen wasserdicht verschlossen, sie glitten mit eigener Motorkraft sacht aus den Panzerrohren, flogen zur Meereshöhe empor und legten heil- und unverletzt an der Breitseite des horrenden „Komel“ an.

Die „Vineta“ konnte nicht mehr gehoben werden. Doch die erste Schiffskatastrophe, bei der auch nicht ein Menschenleben verloren ging, hatte ihren unvergesslichen Abschluß gefunden.

Vermischtes.

Die unliebbarsten Verwandten. So sehr man im alten England über die Teilnahme der Landsleute aus den Kolonien und Uferseeländern, wie der Kanadier, Neuseeländer und Australier, erfreut war, so geht diese Freude dennoch nicht über die Grenzen des bekannten echt englischen Egoismus hinaus. Die Uferseelente haben nämlich nicht nur ihr eigenes Leben für das alte England eingeseht, sondern zum Verdruß der Inselbewohner auch vielfach ihre Familien mitgebracht, die sich während der Kriegsdauer in möglicher Nähe ihrer kämpfenden Väter und Söhne aufhalten wollen. Dies ist aber nach Ansicht der Londoner Presse zu viel des Guten, da viele solcher Familien, deren Angehörige verounudet wurden, nunmehr mittellos dastehen und den englischen Gemeinden zur Last fallen. Aus diesem Grunde ist sich neuerdings die gesamte englische Presse in dem liebenswürdigen Vorschlag einig, die Angehörigen der Kolonialsoldaten möchten sich doch auf kürzestem Wege nach ihrer Heimat zurückbegeben. Der hier zum Ausdruck gebrachte Egoismus scheint diesmal nicht mit der sonst so gerühmten englischen Klugheit gleichen Schritt zu halten, da die kanadischen, neuseeländischen und australischen Kämpfer sich über eine derartige Vorannahme zweifellos ihre eigenen Gedanken machen werden.

Die Gans als französischer Wachtposten. In ihrem merkwürdiger Bestreben, auch den Tieren reichliche Leistungen im Krieg zuzuschreiben, scheinen die französischen Zeitungen es besonders auf die Gans abgesehen zu haben, vielleicht, weil dieses harmlose Tier durch die Legende von der Rettung des Kapitols durch Gänsegeschwader historische Werturteile erlangte. So weiß der „Figaro“ wieder einmal ein Gänseheldenstückchen zu berichten, auf das er außerordentlich stolz zu sein scheint. In der Umgebung von Paris, so erzählt das Werk, wurde eine kleine drasilose Station zur Uebermittlung militärischer Nachrichten innerhalb der Garnison aufgestellt. Diese Station wird von zwei Junkern bedient, die es schon längere Zeit schmerzhaft empfanden, daß ihnen keine Wache zugeteilt wurde, um neugierige Besucher fernzuhalten. Endlich kamen die beiden Poilus, die wie alle Poilus außerordentlich erfindungsreich waren, auf den Gedanken, sich zu diesem Zweck eine Gans zu beschaffen. Das Experiment hatte den besten Erfolg, und heute können die beiden braven Junker in aller Ruhe ihren Dienst verrichten, da die bezagelte Gans in echt französischem Patriotismus im Umkreis von 200 m Wache hält und ein durchdringendes Geschrei erhebt, sobald ein Fremder es wagt, diese neutrale Zone zu überschreiten.

Büchertisch.

Im Torpedoboot gegen England. Von Fritz Graf. Preis geb. 1 Mark. Verlag August Scherl, G. u. b. D., Berlin. Der Verfasser war Offizier eines großen Hamburger Dampfschiffers, der in den Tagen politischer Hochspannung, da jede Stunde Entscheidung über Krieg oder Frieden bringen konnte, seine Fahrt nach Amerika antritt. Mannschaften und Offiziere werden von der Unruhe beherrscht, die uns alle zu jener Zeit umfing. Im Kanal erreicht sie die drasilose Nachricht von Deutschlands Mobilisierung. Die vorherige Begegnung mit der englischen Flotte, die nächstlings mit abgeblendeten Lichtern vor Dover kreuzt, gibt zu denken. Im Seemilieu von Queenstown trifft die Funkennachricht von Englands Kriegserklärung ein. Man beschließt trotzdem die Reise nach Amerika fortzusetzen — und sie gelingt. Witten zwischen englischen Kreuzern hindurch wird die amerikanische Hoheitsgrenze erreicht und, nach aufregender Küstenfahrt, im unwillkürlichen Schutze eines — englischen Kreuzers, der einen weißen Star-Dampfer begleitet, der Hudson. Der Verfasser strebt mit einem holländischen Dampfer nach Deutschland zurück, gerät aber hierbei mit hunderten deutschen Landsleuten in französische Gefangenenschaft in Breil. Er und ein Begleiter gelangen durch waghalsige Flucht auf den Dampfer zurück und ins Vaterland. Zur Torpedowaffe kommandiert, schildert er nunmehr den Dienst auf dem Torpedoboot, die kühnen Vorstöße gegen die englische Küste und deren Beschießung, die Artilleriegeschlachten an der Doggerbank, die Begegnung mit Minenleibern und den Fliegerangriff auf Euxhaven, endlich den antreibenden Wachtienst im Sund.

Deutscher Wille (Kunstwart). Erles Augustheft 1916. (Kriegsanzeige zu ermäßigtem Preis. Vierteljährlich 3,50 Mk. Verlag von Georg D. W. Callwey, München.) Im ersten Kuffen des Heftes gibt Voennarius einen Rückblick auf das, was wir aus dem Krieg in den vergangenen zwei Jahren gelernt haben. Es folgt eine Feldpredigt, die von dem Divisionstapartec Fritz Wöllpelt unter dem englischen Trommelfeuer in Erwartung der großen Offensive gehalten wurde. — Dem Dichter Heinrich Steinhausen widmet Voennarius einen Gedankenaussatz zum achtzigsten Geburtstag. — Prof. R. D. Erdmann schreibt im Anschluß an die Legung der Schopenhauer-Gesellschaft in Dresden über die verschiedenen Bilder, die sich die Menschen von Schopenhauer und seiner Philosophie machen. — Unter dem Abschnitt „Bücher der Zeit“ berichtet Wolfgang Schumann eine Anzahl Werke über Oesterreich-Ungarn. — Univ.-Prof. Dr. Julius Falzberger schreibt über das Verhältnis der Südafrikanischen Union zum Krieg. — Dr.

Karl Jenisch wendet sich gegen die Ungereimtheit der häufig gebrauchten Wörter „Arbeitgeber“ und „Arbeitnehmer“ und gegen die soziale Anschauung, in der diese Bezeichnungen ihren Ursprung haben. — Aus der Rundschau heben wir folgende Beiträge hervor: Blantschnigg, Sie heißen es: Frommsen. Albrecht, „Interessant“. Ribben, Katholische Propaganda. Stapel, Bernard Shaw. Marjot, Die Augsburger Singhule. Schumann, Fürst Bülow's „Deutsche Politik“. Voennarius, Jummelmann. — Die Bilderbeilage enthalten: Ein Bildnis Heinrich Steinhausens von seinem Bruder Wilhelm. Eine Landschaft mit Kornfeld von Hans von Volkmann. Hedwig Klemm-Jäger's „Vision“. Die Notensbeilage bringt eine Vertonung des Liedes „Am Abend vor der Schlacht“ von Martin Jren.

Kürschner's Bücherchau. Band Nr. 1076: Um ihr Ver. Erzählung von Josef Aubriot. 95 Seiten Umfang. Preis 20 Pfg. — Fern. Hiltger Verlag, Berlin W 9, Potsdamer Straße 124/125.

Mit den psychologischen Vorbedingungen des Friedens beschäftigt sich ein außerordentlich interessanter Artikel Prof. Dr. August Meißner, der die soeben erschienene 106. Kriegsznummer der Leipziger „Illustrierten Zeitung“ eröffnet. Namentlich wer Wert darauf legt, den Verlauf des Völkerringens im Bilde zu verfolgen, muß zu den Kriegsznummern der Leipziger „Illustrierten Zeitung“ greifen. Mit welchem Aufwand das Blatt sein Ziel, den künstlerischen Niederschlag des großen Geschehens draußen im Felde zu geben, verfolgt, zeigt die dem vorliegenden Heft beigegebene vierte Zusammenstellung der Bildnisse von in Front tätigen Mitarbeitern der „Illustrierten Zeitung“. Nicht weniger als 57 Bilder, zum Teil größten Formats und in Mehrfarbendruck niedergegeben, illustrieren den Krieg in seinen verschiedensten Phasen. Tuglich ist das Heft nicht minder wertvoll.

Nr. 32 der „Schweizer Illustrierten Zeitung“, Verlagsanstalt Ringier & Co., Zofingen, Preis 25 Pfg., bringt u. a. wieder sehenswerte Bilder aus der Sommerschlacht und vom Leben und Treiben bei unseren Feinden.

Die Weltliteratur bringt in ihrer neuesten 32. 10-Biennig-Nummer zwei Novellen von Goethe: Der Mann von 50 Jahren und Die neue Melusine. Die glänzend ausgestatteten und in ihrer Auswahl vorzüglichen Veröffentlichungen sind vom Verlage der „Weltliteratur“, München 2, Fürbergraben 24, zu beziehen.

Gießener Hausfrauen-Verein.

Boden-Räuchersettel.

Sonntag: Sago Suppe, Schweinebraten, Kohlrabigemüse, Kartoffeln.

Montag: Suppe von Suppenwürfeln, Gefülltes Weißkraut (Bröckchenfüllsel), Kartoffeln.

Dienstag: Kartoffelsuppe, Dampfbraten, gehackte Bismen.

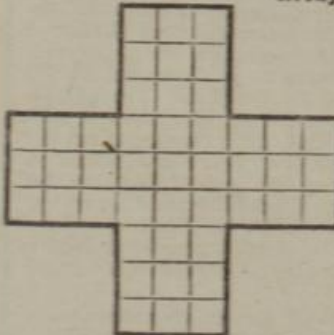
Mittwoch: Sauerampfersuppe, Bohnen Gemüse, Deringe, Kartoffelsämer.

Donnerstag: Grüne Erbsensuppe, Ragout von Kalbfleisch, Kaffeeboni.

Freitag: Gemüsesuppe, Grieshaufel*) mit Obfrüchtage. Samstag: Bohnensuppe von frischen gelben Bohnen, Kopsalat, Leinweder nach früherem Rezept.

* 1/2 Liter Milch mit etwas Salz und einem Stuch Butter aufkochen, dann 165 Gramm Griesmehl einlaufen und glänzend abkühlen lassen. Diese Masse läßt man in einer Schüssel etwas abkühlen, verrührt 1/2 Pfund Zucker mit 2 Eiblotter oder Eierfab, abgeriebene Schale einer Zitrone kommt hinzu und gibt dies zu der gekühlten Masse mit dem zu Schnee geschlagenen Eiweiß. Eine Kaffeeboni mit Butter bestrichen, den Boden mit Kompott von befeuertem Obst bis belegt, viermal die Griesmasse gefüllt und bei mäßiger Hitze eine Stunde gebacken.

Kreuzrätsel.



In die Felder nebenstehender Figur sind die Buchstaben

aaabbbbcccc
eeehhhllloopp
pprrrrrraaaa

derart einzutragen, daß die senkrechten und waagerechten Reihen gleichlautend folgendes ergeben:

1. Eine Arzneipflanze.
2. Kleineres Gefäß.
3. Stadt im Taunusgebirge.

Lösung in nächster Nummer.

Lösung des Woggriffs in voriger Nummer. Sonn, Sonne.